

Thema

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **17 (2010)**

Heft 193

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

APPENZELL

Die aussergewöhnliche Führungspersönlichkeit

Mir stockte immer wieder der Atem, wenn ich unserem zurücktretenden Appenzeller Bundesrat zugehört habe. Einige seiner jüngeren Aussagen lassen sich zu einem Fünfkakter montieren: Exposition: «Die Schweiz ist keine Steueroase» – Entfaltung des Konflikts: «An diesem Bankgeheimnis werdet Ihr Euch die Zähne ausbeissen» – Steigerung der Handlung bis zum Höhepunkt: «Aus den meisten Krisen ist die Schweiz gestärkt hervorgegangen» – Scheinlösung des Konflikts: «Am Schluss, wenn ich das nicht erreiche, wenn die zwei Leute in Libyen bleiben, in diesem Moment habe ich mein Gesicht verloren» – Zusammenbruch beziehungsweise Lösung des Konflikts: «Ich habe eine Phase von Erfolgen hinter mir».

Unter den Schriften von Hans-Rudolf Merz, die in der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden liegen, sticht ein schmales Büchlein hervor: «Die aussergewöhnliche Führungspersönlichkeit. Essay über Elativität und elative Persönlichkeit», 88 Seiten stark und 1987 bei Rüeegg in Grösch erschienen. Da steht etwa: «Beim Elativen ist die Intuition als Via Regia der entscheidende Erkenntnisvorgang.» Das heisst: «Bei der aussergewöhnlichen Führungspersönlichkeit ist die Eingebung als Weg für optimale Problemlösungen der entscheidende Erkenntnisvorgang.» Diese Intuition wird sodann genauer umschrieben: «Sie ist Eingebung und Sehnen, das eine Empfangen, das andere Erwartung, daher ist der Vorgang des Intuierens eine Influenz, Funke zwischen Subjekten; sie ist Fossil des Paradieses, denn sie kann «Göttliches» herbeiführen; sie ist geistiges Geschehen zwischen Magnetismus und Elektrizität.»

Mit Blick auf dieses Zitat fragte der «Tagesanzeiger» in Merz' Bundesratspräsidialjahr: «Kann man jemandem als Politiker trauen, der solchen Quark schreibt?» Die Frage ist aber meines Erachtens eine andere: «Was ist das für ein Mensch, der dieses Führungsverständnis lebt?» Das Atemstocken angesichts der Merz'schen Aussagen und Handlungen hat mit der Befürchtung zu tun, dass Hans-Rudolf Merz mindestens anstrebt, so zu führen, wie er es in diesem Büchlein skizziert. Das heisst: Merz handelt nach seiner Eingebung. Anders als andere hat er einen entscheidenden Sensor; er kann ja nichts dafür, dass dies so ist, er muss sich danach richten. Dieses Verständnis lässt ihn als «Mann der Tat», des

Zugreifens, der Aktion erscheinen. Er handelt allein, und er gibt nie auf, wenn er etwas erzielen will; er nimmt Rückschläge in Kauf und steckt diese trotzig ein: «Man sagt, [diese Führungspersönlichkeit] könnten Niederlagen in Siege verwandeln.» Womit wir wieder am Schluss wären, bei der Lösung des Konflikts: «Ich habe eine Phase von Erfolgen hinter mir.»

HEIDI EISENHUT, 1976, Historikerin und Leiterin Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

VORARLBERG

Wie der Papst nackt an mir vorbeihuschte

An sich gehöre ich nicht zu denen, die am Rande der Bregenzer Festspiele Maulaffen feilhalten, um die österreichische Cervelat-Prominenz (die in Vorarlberg Schübling-Prominenz heissen müsste) sehen zu können. Aber wenn schon einmal der Papst vorbeikommt, dazu noch nackt, gehe ich doch hin und nehme die Kamera mit. Am 9. August war es so weit, der Papst, wegen seiner geringen Körpergrösse auch liebevoll «das Pöpstle» genannt, sollte mittags beim Festspielhaus eintreffen. Ich wohne an der Peripherie von Bregenz und fahre mit dem Rad ins Zentrum, so nahm ich dieses Mal nach dem üblichen Café-Besuch in der Stadt den Rückweg über die Seepromenade. Kurz nach zwölf war ich vor dem Festspielhaus, vom Papst aber weit und breit nichts zu sehen, auch keine auf ihn wartenden Massen.

Dann halt nicht, dachte ich mir, radelte nach Hause und startete am Nachmittag einen zweiten Versuch. Wieder nix: kein Papst, keine Spuren der Audienz, nichts als wegen des ungewohnten Sonnenscheins gut gelaunte Touristen. Am nächsten Tag las ich in der Zeitung, dass das Pöpstle doch da gewesen war, verspätet angekommen und offenbar sehr bald wieder per Papamobil weitergereist. Und auch sein nachtmullhaftes Körperchen hatte niemanden aufgeregt. Es war natürlich nicht der leibhaftige bayerische Benedikt, der da vorbeigekommen war, sondern eine Skulptur des Bildhauers Peter Lenk. Eine Replik jener Papstfigur, die auf einer Handfläche der «Imperia» sitzt, der etwa zehn Meter hohen barbusigen Statue am Eingang des Konstanzer Hafens, die auf das äusserst rege Prostitutionsgeschäft beim Konstanzer Konzil (1414 bis 1418) verweist. Auf der anderen Hand der «Imperia» sitzt ein mickriges Kaiserchen mit Krone und Reichsapfel. Die Replik war von der Konstanzer Touristen-Information



Sorgt für Aufregung: Peter Lenks Papst.

Bild:pd

im Bahnhof aufgestellt und nach einem Proteststurm von lokalem Klerus und CDU-Politikern ins Exil nach Weiz (Steiermark) geschickt worden, wo im Kunsthaus die Ausstellung «Peter Lenk – Skulpturen» stattfindet, die bemerkenswerterweise weder auf der Webseite der Stadt noch auf der des Kunsthauses erwähnt wird.

Na schön, hatte ich also den Auftritt des Pöpstles vor dem Bregenzer Festspielhaus ver säumt. Der Transporteur, der Aktionskünstler Johan Maden, hatte diesen Ort für eine Präsentation der Skulptur vorgesehen, weil die Festspiele ein «aufgeblasener Kulturbetrieb» seien und Maden für «Kunstgrufte» nichts übrig habe. Er war dann recht erstaunt, als nicht nur keine «Taliban-Katholiken» beim Festspielhaus auftauchten, sondern auch noch der technische Leiter der Festspiele vorschlug, die Figur doch 24 Stunden lang zu zeigen. Das war nicht möglich, weil sie schon am 11. August in Weiz sein musste.

Mich wunderte, dass es sich laut Vorarlberger Medien bei den Figuren nicht um Papst und Kaiser, sondern um zwei «Gaukler» handelte, die sich deren Insignien (Tiara, Krone, Reichsapfel) angeeignet hätten. Bisher hatte man eigentlich allgemein angenommen, das Pöpstle sei eine Darstellung des Papstes Martin V. Der Bildhauer Lenk gewann einen Prozess gegen die «Bild»-Zeitung, die behauptet hatte, in der Figur einen nackten Ratzinger erkennen zu können. Dass es ein Papst sei und kein

Gaukler, der einen Papst darstelle, war dort aber unbestritten. Wozu also der Gaukler-Schmarren in der lokalen Berichterstattung? Ist eine solche Schutzbehauptung immer noch nötig? Es ist immerhin schon 600 Jahre her, dass Jan Hus in die Falle gelockt und in Konstanz misshandelt und verbrannt wurde.

KURT BRACHARZ, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

THURGAU

Arnold, der Lebendpreis

Wir schreiben Mitte August. Der Herbst hat den Sommer mit einem «Inneren Brienzer» in Kombination mit einem Kopfgriff auf den Boden gelegt, um ihn dann mit einem «Bur» – in der Ausführung mit einem Kniekehlen-Griff – unten zu halten. Und es ist nicht der goldene Herbst, wie er mir ja nicht unpässlich wäre. Die Klimaveränderung hat uns also tatsächlich eingeholt. Zumindest fürs Schwingfest sind mal wieder drei Tage freundlicheres Wetter vorausgesagt. Und mit dem Homburger «Muni-Nacken» Stefan Burkhalter kommt auch die Thurgauer Hoffnung für den Königstitel langsam in Fahrt. Zuerst die Schwägalp, dann das «Eidgenössische». Einen Kranz wird der Burkhalter Stefan sicher holen. Das wird sein Mentalcoach schon richten. Und «Burki» selber sagt: «Mein Ziel bleibt, am Eidgenössischen unter die besten Fünf zu kommen.» Chapeau, wenn es so weit kommt. Der heimliche Star aber ist Arnold, der Lebendpreis für den König. Ein Prachtstier, das an der Schwingete über eine eigene Webcam verfügt. Das ist zwar ein schwerer Eingriff in Nöldis Privatsphäre, aber die Fleischschau des eigenen Körpers muss Arnold schon auf der «Tour d'Arnold» über sich ergehen lassen. Vom Heimatstall in Schönenberg aus tritt Arnold die Reise nach Frauenfeld in Etappen über Schönholzerswilten, Engwang, Matzingen und die Kartause Ittingen an. Abends können die Leute bei ein paar Liedern der lokalen Musikgesellschaft einige Gläser Thurgauer Landwein hinunterstürzen, bevor sich Arnold und seine anderen Lebendpreis-Gspänli zeigen: Haya, Heidi, Inka, Helvetia, Brunella, Raiffa, Erica und Miss Aeby heissen die Tiere. Vor dem Schlussgang am nächsten Sonntag wird Arnold ein letztes Mal vorgeführt. Danach wird er wohl in der Zucht tätig sein. Denn ein 12'000 Franken teures Tier wird sich nicht auf dem Grill wiederfinden.

«Und sonst so?», fragte mich letzthin die geschätzte Schaffhauser Kollegin Stühlinger Susi. Was in Frauenfeld und im Gemeinderat laufe. Dass nächsten Frühling Wahlen seien und wohl unser Sitzungsgeld um unglaubliche dreissig Prozent erhöht werde, von hundert auf 130 Franken, habe ich ihr erzählt. Oder dass man es an der August-Gemeinderatssitzung wieder mal probieren könnte, mittels eines An-

trags Gratis-ÖV in der Frauenfelder Lokalzone zu erwirken. Aber eigentlich ist ja noch immer Sommerloch.

MATHIAS FREI, 1980, ist Kulturveranstalter, Slampoet, Texter und Gemeinderat.

TOGGENBURG

Maria i de Gruebe

«Maria, no e Schtange!» Ja, so tönt es in der «Burebeiz i de Gruebe» in Krinau. Aber Maria ist, seit zehn Jahren schon, nur einmal im Jahr da: während dem fünftägigen Gruebefescht im Juni. Maria ist Slowakin, Deutschlehrerin der Oberstufe und Familienfrau. Wir kennen sie seit siebzehn Jahren. Damals kam die noch junge Studentin aus Bratislava in die Schweiz, um Deutsch zu lernen und sich etwas Studiengeld zu verdienen. Zweimal kam sie auf den Bauernbetrieb meines Schwagers – wir wurden Freunde.

Agroimpulse ist die Vermittlerstelle für Praktikanten über die Grenzen, eine Dienstleistung des schweizerischen Bauernverbandes. Was mich übrigens immer noch ins Grübeln bringt, bei der politischen mitte-rechts Ausrichtung des Bauernverbandes. Man will keine ausländischen Arbeitskräfte in der Schweiz, holt aber billige Arbeitskräfte aus dem Osten? Egal!

Nach siebzehn Jahren lösen wir endlich unser Versprechen ein und besuchen Maria und ihre Familie in der Slowakei. Wir fahren mit Grosseltern, einem Teenager und unserer neunjährigen, gehbehinderten Tochter Richtung Osten. Wir kommen vom Gedanken ab, mit dem Zug zu reisen, da wir einen Trip durch die Berge in die Hohe Tatra, das Weltnaturerbe in der Slowakei, vorhaben. Uns bietet sich alles: herzliche Menschen, wunderschöne Landschaften, Luxus und Armut. Spannend, wie sich der Osten entwickelt. Davon hörte man im Westen bis jetzt nicht allzu viel. Die Slowakei ist landschaftlich eine Mischung aus der bergigen Schweiz und Dänemark mit den riesigen Getreideanbauflächen. Uns begegnen fast keine Westtouristen (die sind in der Schweiz und Dänemark). Hotels und Ferienanlagen sind neu, sauber und meistens aus Holz und für unsere Verhältnisse günstig. Es gibt viele Übernachtungsmöglichkeiten, ob in Privatzimmern, in Hotels, in den Unterkünften der Sportanlagen (Jugendherberge-Stil, elf Euro inkl. Abendessen



In der Slowakei ist noch nicht alles EU-konform.

Bild: U.Vetsch

und Frühstücksbuffet) oder in wunderschönen, aus der kommunistischen Zeit erhaltenen Kurhäusern, die heute auf den neuesten Stand der Wellnessangebote gebracht werden.

Rund elf Kilometer Flussflossfahren im Grenzfluss Dunajec, Kalksteinhöhlen besuchen, Baumkletterpfade erkunden, Bären, Luchse, Dachse, Wildschweine, Mufflons beobachten. Einfach unbeschreiblich schön, diese unberührte Natur ohne Mountainbiker, die Einkaufsbummel in den grösseren Städten, die historischen Sehenswürdigkeiten, Klöster, Kirchen, Museen und riesigen Wochenmärkte im grenznahen Polen. Die Slowaken gehen gerne nach Polen einkaufen, weil es billiger ist – wir sind tiefpreiseschockt über deren Preise von Lebensmitteln, Gebrauchsgegenständen, Kleidern und Werkzeugen. Wie die Wirtschaft innerhalb der EU funktionieren soll, ist mir nicht verständlich. Ein Monatslohn beträgt in der Slowakei 450 bis 500 Euro. Mit zwölf Personen in einem schönen, neuen Restaurant essen kostet 50 Euro.

Der Ruf nach Maria in der Gruebe erhält somit eine neue Dimension. Von ihrem nächsten Verdienst kann die Familie in der Slowakei die Garage fertig bauen – das Fenster, das Tor und die Türe fehlen noch. Die Hohe Tatra hat uns überzeugt: Wir fühlen uns wie zu Hause. Und das «Nastrovitschki» (Prost) bei jedem Slivovic und jedem Pivo (leichtes Bier) erinnert uns an die kommende Ausstellung im Toggenburg von «arthur#5» unter dem Titel: Bier ist etwas Gutes!

DANIELA VETSCH BÖHI, 1968, Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive, wohnt in Wattwil.

WINTERTHUR

Im Gebiet des Ungehörten

Dass die Menge der zirkulierenden Musikstücke mit der Digitalisierung stark zugenommen hat, ist eines. Noch grösser dürfte hingegen die Zahl jener Aufnahmen sein, die nicht zirkulieren. Eine Ahnung von dieser Dunkelziffer gibt die Sendung Kaltstart auf Radio Stadtfilter. Was im Winterthurer Lokalsender an jedem letzten Sonntagabend des Monats im Schnellverfahren angespielt und abgeurteilt wird, zeugt von einer entmutigenden Beflissenheit, mit welcher eine erstaunliche Zahl an Menschen ihren Leidenschaften Resonanz verschaffen will. Über die Musik, die dabei herauskommt, befindet eine Jury, die begriffen hat, dass gerade die Subkultur nicht ohne Disqualifikationen auskommt.

Im Einzelnen funktioniert es in etwa wie eine hunds-kommune Castingshow: David Langhard, lokaler Tonstudiobesitzer, Musikerphänomen und Eigenbrötler, und Daniela Fehr schieben am Laufmeter zugeschickte CDs ins Abspielgerät – frisch ab Couvert. Die Frequenz ist zum Teil so hoch, dass die Zeit kaum reicht, um den nächsten Tonträger aus der Einschweissung



Jedes Demo-Tape wird gespielt.

Bild: pd

zu reissen – und die Urteile sind harsch, aber vertrauenerweckend. Wenn David Langhard etwa aufgrund des Bandnamens Peppermint Tea Group den Stil der Musik antizipiert (sechziger Jahre mit Klavier), beglaubigt er jene kompakte Hermeneutik, die es braucht, um sich im Überfluss zu orientieren. Auch ist er sich schon mal für eine Erklärung zu schade, manches hört man eben einfach: «Ein Saumeis und ein Chabis.» Daniela Fehr, die an Konzerten in der Stadt auch schon als Claqueurin aufgefallen ist, sorgt derweil für die Emphase, die zur Einübung in Instinktsicherheit unverzichtbar ist. Im Ensemble ergibt dies ein überstelliges Geplauder, unterbrochen von vorwiegend dilettantischen Musikfetzen.

Das Duo ist einer Kennerschaft und Affektiertheit verpflichtet – und unterhaltsam: nichts Neues also im Nischenpopgeschäft. Dabei folgt Kaltstart nun aber einem Verfahren, das sich andernorts schon länger etabliert hat: Was sich gehört, ergibt sich nicht dadurch, dass man es auszeichnet, sondern wird, indem man das Ungehörte abschmieren lässt, lediglich eingekreist. Die verschiedenen Superstarkampagnen haben hierfür eine einprägsame Formel gefunden: «Leider nein.» Dass Sendungen auf Stadtfilter diesem Schema folgen, ist verwunderlich. Auch wenn man damit den Facetten des Programms nicht gerecht wird: Der Dilettantismus ist Stadtfilter keineswegs fremd. Wie man diesen dann auch noch «so wie die Grossen» über die Klinge springen lässt, zeugt jedenfalls von Lockerheit.

Die Moderatoren von Kaltstart geben das demokratische Versprechen ab, alles zu spielen, was ihnen in die Hände kommt – und sei es für eineinhalb Takte. Drei Titel haben zuletzt die Gnade erfahren, in voller Länge gespielt zu werden. Es ist die Heavy Rotation dessen, was man nie hören wollte. Der Clou des mitteilbaren

Reinhörens ins Gebiet des Ungehörten liegt aber weder in der Länge noch in der Wiederholung; nicht dass nämlich die Traurigkeit gemildert würde, die im Stummbleiben von Amateuraufnahmen zweifellos liegt; der Clou besteht vielmehr darin, ein Unterscheidungsvermögen zu etablieren, das verbindliche Anerkennung erst ermöglicht. Auch eine Kleinstadt braucht eben ihre Instruktoren und Meinungsführer. Lassen Sie sich immerhin gesagt sein, dass sie im Fall von Kaltstart auch Kenner sind.

WENDELIN BRÜHWILER, 1982, ist gelegentlich selber auf Radio Stadtfilter zu hören.

RHEINTAL

Wow-Gefühl mit 32'640 Zähnen

«Punkto Öffentlicher Verkehr sind wir abgehängt», wird im Rheintal seit Jahrzehnten gestöhnt. Das Rollmaterial von vorgestern, schlechte Anschlüsse in St.Gallen und Sargans und bei den grenzüberschreitenden Verbindungen tote Hose. Das stimmt in dieser Deutlichkeit nicht mehr. In den letzten Jahren gab es Verbesserungen und bis 2013 soll mit dem S-Bahn-Konzept, über das im September abgestimmt wird, ein Quantensprung gemacht werden. Vor lauter Stöhnen – und das tun ja interessanterweise jene besonders laut, die den ÖV vor allem dann benutzen, wenn der Wintereinbruch noch vor dem Pneuwechsel gekommen ist – wird die Perlenkette gerne vergessen: Die Verbindung zwischen der Rheintal Ebene und dem Appenzellerland, die kürzeste ÖV-Verbindung zwischen dem mittleren Rheintal und St.Gallen und notabene eine der interessanten Bahnstrecken der Ostschweiz. Die «Gaiserbahn» heisst erst seit ein paar Jahren offiziell «Appenzeller Bahnen» und führt von Altstätten nach Gais und schliesslich nach St.Gallen oder Appenzell.

Perlenkette, weil die Strecke wie eine Schnur auf die Landschaft gelegt wurde; und die Perlen sind nicht kugelförmig, es sind leicht abgerundete, abgeschliffene Zähne. Insgesamt 32'640 zwischen Altstätten und dem Stoss. Und nicht weiss, sondern ölig-schwarz. Alle zehn Zentimeter ein Zahn. Dank diesen bewältigt die Bahn einen Höhenunterschied von 500 Metern. Die Steigung beträgt 160 Promille. Das ist trotz aller Entwicklungen in der Bahntechnik nur mit Zahnradbetrieb zu schaffen. Es sind diese Zähne, welche die Strecke zu einem Unikum machen. Zwischen den beiden Gleisen die Zahnstange. Sie wurde vor hundert Jahren montiert. Die Beanspruchung sieht man ihr wohl an. Doch sie kann noch lange ihre Funktion erfüllen, denn vor rund fünfzehn Jahren wurde dieses Herzstück des Bahnbetriebes nicht ersetzt, sondern aus Kostengründen gekehrt; die Talseite wurde mit der Bergseite getauscht, weil die Abnutzung logischerweise einseitig ist.

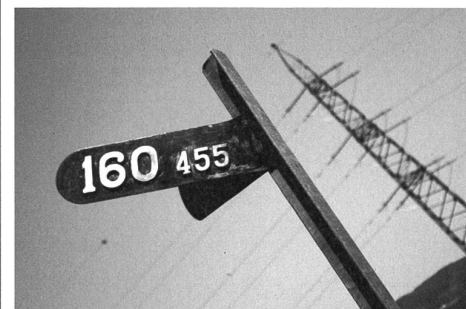
Zwischen Altstätten und dem Stoss sind nur zwei kurze Abschnitte zahnlos, einmal, weil

es flach ist, und einmal weil die Kantonsstrasse überquert wird. Mit viel Gefühl fahren die Lokführer in diese Bereiche. Rumpeln tut es trotzdem. Deutlich spürt und hört man es im offenen Wagen, der jeweils in den Sommermonaten an drei Tagen in der Woche mitgeführt wird – bei schönem Wetter. Dieser Panoramawagen ist ein umgebauter, über hundertjähriger Güterwagen. Ein sprechendes Beispiel von Nachhaltigkeit und Beständigkeit der Bahn. Bahnfreaks aus der halben Welt kennen die Einzigartigkeit dieser Strecke. Schlittler auch. Doch Pendler zwischen St.Gallen und dem Rheintal haben die Strecke über den Stoss noch nicht entdeckt. Obschon es kilometermässig die kürzeste Verbindung ist. 52 Minuten von Altstätten-Stadt bis St.Gallen: also gleich oder gar kürzer als mit Bahn/Bus über Rorschach. Und das Billett ist auch gleich teuer.

Höchste Zeit also, dass vermehrt Pendler diese Bahn nutzen. Denn als blosse Touristenbahn im Sommer, als Schlittler-Transportmittel an den wenigen Schneewochenenden und als Schulreise-Bahn wird es diese Strecke wohl schwer haben. Die so genannten Verzichtspläne von Bund und Kantonen bedeuten immer auch Abbau. Beim ÖV sind es die schlecht frequentierten Regionallinien. Und da gehört die Strecke Gais-Altstätten ausserhalb der Schönwetter-Ferienzeit leider dazu.

Und wer die Bahn nutzt, tut nicht nur ihr einen Gefallen, sondern gleitet von einer Welt in eine andere. Da kann es vorkommen, dass man innerhalb von Minuten vom Winter in den Frühling gondelt. Oder vom milden Altweibersommer in die grauslig-grauste Nebelsuppe. Ein Wow-Feeling kann erleben, wer im Zug von Gais Richtung Altstätten sitzt. Zwischen Hebrig – mit 971 Meter die höchste Station auf dem Netz der Appenzeller Bahnen – und Stoss beschleunigt der Zug auf sechzig Stundenkilometer. Am Fenster zieht die Hochebene vorbei, bereits weit hinten winkt der Alpstein. Und dann – sozusagen am Tellerrand – von einer Sekunde auf die andere: Schwupps und die Rheintal/Vorarlberg-Ebene breitet sich aus. Spätestens beim zweiten Mal weiss man, auf welcher Seite man sitzen muss, um diesen einzigartigen Moment auszukosten.

MEINRAD GSCHWEND, 1958, freier Journalist in Altstätten, politisiert für die Grünen im St.Galler Kantonsrat.



Die Gaiserbahn-Strecke: ein bisschen von vorgestern, aber wunderschön.

Bild: pd

Die Sozialpädagogisierung im Sinn

Die Publikation «Stadt als Bühne» befasst sich mit der Entwicklung der Stadt Rorschach. Die Lektüre ist spannend, reizt aber auch zum Widerspruch.

von PETER MÜLLER

Das Projekt «Stadt als Bühne» verhalf Rorschach in den Jahren 2005 bis 2009 zu viel Medienpräsenz. Über 500 Studierende der Fachhochschule St. Gallen (Fachbereich Soziale Arbeit) machten die Stadt zu ebendieser «Bühne». Mit Bildern, Szenen und Aktionen beleuchteten sie das Thema «Identität einer Stadt» und bezogen dabei die Bevölkerung aktiv ein. Die Palette reichte vom «Schatzsucher», der in Rorschach nach unbekanntem «Schätzen» sucht, bis zum Nachbarschafts-Café; vom Umbenennen von Ortschildern bis zur Butler-Aktion, mit der den Menschen «ein Lächeln aufs Gesicht gezaubert wird». Für die Regie waren Selina Ingold und Mark Riklin zuständig, zwei Lehrbeauftragte der Fachhochschule. Hintergrund des Projekts ist die Situation der Bodenseestadt: Das multikulturelle Rorschach hat mit wirtschaftlichen Problemen und einer Negativ-Rhetorik zu kämpfen, ist seit 2005 ohne Gemeindeparlament und sucht seine Zukunft.

Die Stadt als Reservat gelesen

Als Protokoll und Fazit des Projekts ist nun das Buch «Stadt als Bühne» erschienen. Die kunterbunte Sammlung von Texten ist spannend. Viele der behandelten Fragen werden sich über kurz oder lang auch in anderen Gemeinden stellen – falls sie es nicht bereits tun: Wie lässt sich erreichen, dass die Menschen für ihre lokale Welt mehr Freude, Interesse, Engagement und Gemeinsinn zeigen? Was macht ein Dorf oder eine Stadt für die Einwohner lebenswert? Was sind neue, zeitgemässe Zugänge zum «Kosmos» eines Dorfes oder einer Stadt? Wie weit lässt sich die «Identität» eines Dorfes oder einer Stadt pla-

nen und steuern? «Stadt als Bühne» bietet hierzu Relevanteres als die meisten Stadtmarketing-Konzepte und historischen Heimat-Beschwörungen.

Das Buch reizt aber auch zum Widerspruch. So zielt «Stadt als Bühne» tendenziell auf eine «Sozialpädagogisierung» des öffentlichen und nachbarschaftlichen Lebens. Bei der Lektüre gewinnt man den Eindruck, Rorschach sei eine soziale Problemzone, vergleichbar mit einem Indianer-Reservat in den USA. Ein Fall also für «socialworking», das die Menschen «stärkt» und «ihre Ressourcen fördert». Das kann man mit gutem Grund unbehaglich finden: Wie weit ist das blosses Symptombekämpfung? Wie weit lassen sich die verschiedenen Bevölkerungsgruppen damit wirklich aktivieren? Wie will man auf diesem Weg Projekte durchsetzen, die ernstzunehmen sind und auch wehtun könnten? Fehlt da nicht das politische Moment als Motor jeglichen gemeinschaftlichen Engagements? Braucht es nicht auch neue politische Partizipationsmöglichkeiten, eine neue politische Kultur, neue politische Diskurse?

Nicht zwingend ein Holzweg

In «Stadt als Bühne» hätte die Politik jedenfalls mehr Raum verdient. Der interessanteste Beitrag beschäftigt sich mit der Abschaffung des Rorschacher Gemeindeparlaments 2005. Wo steht Rorschach heute, fünf Jahre danach? Die Rorschacher Juristin Hannelore Fuchs zieht eine durchgezogene Bilanz. Einerseits kam die Stadtentwicklung in Gang, die Schuldenlast wurde erleichtert und der Steuerfuss gesenkt. Andererseits erlahmt das politische Leben: «Indizien sind der Bedeutungs-

schwund der Parteien, die Langweiligkeit der lokalen Presse und die nicht selten anzutreffende Überzeugung: «Die machen dort oben doch, was sie wollen!» Die Stadt kann durch den fünfköpfigen Stadtrat zwar effizienter geführt werden. Dafür ist das Gleichgewicht der Kräfte und der Kontrolle gestört. «Ein solches System ist missbrauchsanfällig», schreibt die Autorin. Spannend wäre auch ein Gespräch gewesen, in dem Vertreter von «Sozialpädagogik» und «Politik» miteinander diskutieren: Was spricht für das eine, was für das andere? Wo müssten beide zusammenspannen? Gern gelesen hätte man schliesslich auch eine genauere Analyse der politischen Entwicklung. Wie kam es zu dieser «Selbstentmündigung» der Rorschacher Bürgerschaft?

Andererseits: In dieser Situation Rorschachs – und in einer Zeit der allgemeinen Entpolitisierung des kommunalen Lebens – ist der «sozialpädagogische» Zugang nicht zum Vornherein ein Holzweg. Warum sollte sich damit, in Kombination mit anderen Projekten und Aktivitäten, nicht etwas erreichen lassen? Als politisch engagierter Zeitgenosse tut man sich mit dem Gedanken trotzdem etwas schwer. Im Grunde bietet sich hier das Ausgangsmaterial für einen soziologischen Horrorfilm: Irgendwann, in nicht allzu ferner Zukunft, sind die Leute politisch-gesellschaftlich so desinteressiert und lethargisch, dass sich der Staat zum Einschreiten entschliesst: Er stellt Sozialanimatoren an, welche die Bürgerinnen und Bürger zu einem Minimum an Gemeinsinn bringen sollen.

MARK RIKLIN, SELINA INGOLD (HG.):
Stadt als Bühne – Szenische Eingriffe in einen Stadtkörper. Schwan Verlag, Rorschach 2010.



Unterricht als Inszenierung: Die Fachhochschule verlegte einige Unterrichtsstunden auf die Hafenanlage.

Bild: Rudolf Hirtl



Bild: pd

Der Bezauberer

Erinnerungen an den kürzlich verstorbenen Teufner Journalisten Gäbi Lutz.

von HANSPETER SPÖRRI

Einmal, vor Jahrzehnten, Anfang der achtziger Jahre, sprach Gäbi Lutz davon, die Schweiz zu verlassen. Er wollte sich die Pensionskasse auszahlen lassen, bescheiden irgendwo im Norden Indiens leben, sich auf einen spirituellen Weg begeben. Kurze Zeit später trommelte er eine bunte Truppe von Handwerkern und Akademikern, von Praktikern und Intellektuellen zusammen, um ein Privatrado für das Appenzellerland zu konzipieren. Gäbi änderte seine Pläne manchmal schnell.

Er war damals Journalist bei der Appenzeller Zeitung. Ich hatte ihn schon früher gekannt, als er im Kreis verkehrte, in der Gegend um das Africana, der Goliath-Bar und dem Jugendhaus an der Katharinengasse. Ich wusste schon damals: Er ist zäh, hat einen starken Willen. Er konnte sich manchmal treiben lassen; er konnte sich aber auch aufrappeln, konnte durch- und überstehen, was andere umgebracht hätte. Es schien mir damals, er liebe das Leben in Grenzbereichen. Gleichzeitig war er so sprachbewusst, gründlich, genau und aufs Detail bedacht, dass er als Korrektor arbeiten konnte.

Revolutionäres «Radio Säntis»

Bei der Appenzeller Zeitung fiel mir Gäbi vor allem durch den Fachbereich auf, auf den er sich als Journalist spezialisiert und dem er sich mit ganzer Seele verschrieben hatte: Brauchtum und Landwirtschaft. Das stand zu seinem Hippie-Wesen, zu seinem Interesse an fernöst-

licher Spiritualität und an der aufmüpfigen Rockmusik der sechziger und frühen siebziger Jahre nur scheinbar im Widerspruch. Ich glaube, dass Gäbi bei den Bauern, an den Viehschauen, in der Volkskunst, an den Stobete im Alpstein, in den Zäuerli der Silvesterchläuse das fand, was er in Indien gesucht hatte: die Verbindung zwischen dem Geistigen und dem Materiellen, den Weg zur Erkenntnis.

Etwas Ähnliches zeichnete auch unser Radioprojekt aus. Als in der Schweiz kurz nach 1980 werbefinanzierte Radios zugelassen wurden, witterte Gäbi die Chance, einen Traum zu verwirklichen. Seinem Aufruf zur Mitarbeit folgten damals zwanzig oder mehr junge Frauen und Männer mit unterschiedlichsten Berufen: Hebamme, Elektriker, Juristin, Sozialarbeiter, Bauer, Grafiker, Journalist. Unser «Radio Säntis» sollte ein revolutionäres People's Radio und ein bodenständiger Sender für alle werden, mit Folk- und Volksmusik, mit Heuwetterberichten und politischen Debatten, in denen – unser Credo – niemand nicht zu Wort kommen sollte. Wir führten zahlreiche Sitzungen durch, immer in Wirtschaften auf dem Land, in kleinen Säli oder manchmal in der Gartenwirtschaft, mit Blick auf unseren Säntis. Gäbi kannte alle die lebensklugen Wirtinnen, verstand sich mit den Stammgästen, die mit einigem Misstrauen unser Tun verfolgten. Es waren wunderbar inspirierende Treffen.

«Radio Säntis» ging nie auf Sendung – trotz der Empfehlung der Ausserrhodener Regierung.

Wir hatten viele Ideen, aber zuwenig Geld. So fanden wir nie heraus, ob wir hätten erfolgreich sein können – oder ob unser Radio heute ähnlich tönen würde wie die meisten anderen Lokalradios, die fast nur noch Hits spielen und lustig plaudern.

Immer Platz für alle

Ich weiss nicht, ob Gäbi seinen Traum später als Redaktor der «Tüüfner Poscht» ein Stück weit verwirklichen konnte. Medien unterliegen vielen Zwängen. Leicht verletzen sie jemanden. Gäbi wollte das nicht. Er suchte – wie in den frühen Jahren der Hippie-Epoche – die allumfassende Harmonie. Er kam mit allen aus, fand fast immer den richtigen Ton, gab auch jenen eine Stimme, die sonst kein Gehör fanden. Er hatte ein grosses Herz; in seinem war immer Platz für alle: Familie und Freunde, Wanderer und Hundebesitzer, gestresste Arbeitskollegen, erholungsbedürftige Zürcher, Nachbarn, aber auch Freaks und Aussenseiter. Auch der als Ausbrecherkönig bekannt gewordene Walter Stürm profitierte von Gabis Gastfreundschaft.

Gäbi Lutz hat immer wieder versucht, alles unter einen Hut zu bringen. Ich glaube, er liebte das Gegensätzliche, das Rauschhafte, das Praktische und Vernünftige. Das führte hin und wieder zu Konflikten und Verletzungen. Aber die meisten Widersprüche liessen sich mit Gabis Charme ausräumen. Denn das hatte er. Als einer, der alle bezauberte, wird er mir unter anderem in Erinnerung bleiben. ♦

«Nicht planmässig installiert»

Nachdem die Thurgauer Zeitung an die «NZZ» verkauft wurde, wurden Stimmen laut, welche die Monopolisierung der Ostschweizer Medienlandschaft monierten.

HARRY ROSENBAUM fragt bei Medienvertreten und Politikern nach.

Mit dem Urteil vom 10. Dezember 2009 hat das Bundesverwaltungsgericht die Konzession des Eidgenössischen Departements für Umwelt Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek) für «TVO», den privaten Fernsehsender der Tagblatt Medien, aufgehoben. Bei der Vergabe sei die Nichtgefährdung der Meinungs- und Angebotsvielfalt – die Voraussetzung für eine Konzession – ungeprüft geblieben, heisst es in der Urteilsbegründung. Damit hat das Gericht eine Beschwerde des Winterthurer Betreibers der Top-Medien («Tele Top» und «Radio Top»), Günter Heuberger, geschützt. Mit einer Zwischenverfügung von Ende Januar reagierte daraufhin das Uvek und erteilte an «TVO» zunächst eine Übergangskonzession. Wann ein endgültiger Entscheid gefällt wird, ist noch offen. Die Tagblatt Medien wollen die Konzession, weil es dabei um die Existenzsicherung des Privatfernsehsenders geht. Jährlich kommen aus dem Gebührensplitting 2,2 Millionen Franken zusammen. Die Top-Medien wollen das Geld ebenfalls, um damit den Konkurrenzsender «Tele Säntis» zu finanzieren – dieser existiert bis jetzt erst auf dem Papier.

Die Nachzüglerin

Der Konzessionsknatsch zog ins Land, noch bevor die Zürcher «Tamedia» überraschend die «Thurgauer Zeitung» (TZ) an das Mutterhaus der Tagblatt Medien, die «NZZ», verkauften. Als der Deal, der auf Ende Jahr wirksam wird, im Juni bekannt gegeben wurde, reagierte Heuberger postwendend und inkriminierte eine inzwischen noch stärker ausgebauten konzessionswidrige Monopolstellung der Tagblatt Medien. Diese besitzen inzwischen die meisten Printmedien in den Kantonen St.Gallen, Thurgau und Appenzell Ausserrhoden. Sie betreiben mit Radio «FM1» und «TVO» die einzigen privaten elektronischen Medien in der Grossregion und sind zudem am Ausbildungsradio «toxic.fm» massgeblich beteiligt. Zusätzlich ist der Ostschweizer Medienkonzern online stark präsent.

Der SVP-Kantonsrat Andrea Vonlanthen ist ebenfalls Heuberger Meinung. Der Arboner war früher Chefredaktor der «Schweizerischen Bodenseezeitung» und demissionierte, als das «St.Galler Tagblatt» die Zeitung übernahm und zum Kopfblatt im Oberthurgau umfunktionierte. Heute ist er Chefredaktor beim evangelischen Wochenmagazin «Idea Spektrum». Zur Übernahme der «Thurgauer Zeitung» durch die Tagblatt Medien meint Vonlanthen, dass diese Entwicklung «medien- und staatspolitisch verheerend» sei. Der Kanton Thurgau büsse seine

Stimme ein. Die «Thurgauer Zeitung» sei über 200 Jahre lang ein eigenständiges Blatt gewesen. «Frauenfeld und St.Gallen haben eine völlig andere Medienkultur. Dieser Unterschied geht nun total verloren», reklamiert der Journalist und Kantonspolitiker patriotisch. Vonlanthen hat im Parlament eine Interpellation eingereicht, in welcher er den Verlust thurgauischer Autonomie, Identität und Meinungsvielfalt durch die Medienfusion beklagt. Um die seiner Meinung nach drohende publizistische Einöde zu verhindern, müsse beim künftigen Thurgauer Kopfblatt des «St.Galler Tagblattes» zumindest ein redaktioneller Beirat installiert werden, der auf die Weiterpflege der thurgauischen Eigenheiten achte.

«Mit ziemlich allem verwoben»

Ebenfalls nicht zufrieden ist Franz Welte, Redaktionsleiter beim Gratisblatt «St.Galler Nachrichten». Während Jahrzehnten hat er gegen ein Monopol des «St.Galler Tagblattes» angeschrieben, früher als Chef des «Anzeigers», als dieser noch nicht im Besitz der Tagblatt Medien war. «Die Monopolstellung der Tagblatt Medien wird von der Ostschweizer Öffentlichkeit zu wenig gewichtet. Leider verhalten sich auch die politischen Parteien nicht anders. Diese publizistische Machtposition rüttelt an den Werten einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft. Für die Nischenplayer auf dem Medienmarkt wirds wirtschaftlich immer enger und Neueinsteiger mit kleinen Budgets werden wohl gar keine Chance mehr haben», meint der Medienmann.

Die beiden Medienfachleute Felix Mätzler, Leiter der Medienschule St.Gallen, und Michael Walter, der Autor des Nachschlagwerkes «Mediengeschichte des Kantons St.Gallen» sehen die Stellung der Tagblatt Medien in der Ostschweizer Medienlandschaft differenzierter. Felix Mätzler: «Die Tagblatt Medien sind so ziemlich mit allem verwoben. Ich denke aber nicht, dass publizistisch sehr planmässig ein Monopol installiert werden soll. Vielmehr sind es bestimmte Leute, die wieder andere bestimmte Leute anziehen. So entstehen Seilschaften und ein personelles Biotop. Harmlos ist das aber nicht.» Und Walter: «Heute agieren bei einer Zeitung verschiedene Akteure mit unterschiedlichen Weltanschauungen. So gesehen setzt sich nicht einfach eine politische Linie durch. Vor allem gilt für eine Zeitung, die Erfolg haben will, der Grundsatz, dass eine Geschichte, die auch wirklich eine Geschichte ist, ins Blatt muss, ob sie nun links oder rechts daher kommt. Medienkonzentration ist nicht a priori schlecht:

Sie kann auch Qualitätsgarantie sein, weil in grossen Unternehmen in der Regel auch wirklich Profis agieren.»

Parteisekretäre und die Zeitung

Bei den kantonalen Sekretären der Parteien ist die Wahrnehmung unterschiedlich: Der Trend zum Medienmonopol sei vor allem wirtschaftlich bedingt, sagt Lukas Schmucki von der CVP. Trotz dieser Konzentration kämen die Medien aber nicht ohne eine starke regionale Abstützung aus. Das wisse man bei den Tagblatt Medien sehr wohl. Und Dario Sulzer von der SP sagt: «Unter der alten Chefredaktion (Gottlieb F. Höpli, Anm. d. Red.) sind linke Mitteilungen vielfach verzögert oder ganz unterdrückt worden. Unter Philipp Landmark ist das Verhältnis zur Linken offener. Es gibt mehr Möglichkeiten, SP-Statements unterzubringen als vorher. Nur einen einzigen Partner auf der Seite der Medien zu haben, ist nicht befriedigend. Alternativen, die hier einen gewissen Ausgleich schaffen könnten, sind leider nicht in Sicht.» Bei vielen Medien, so auch beim Tagblatt, würden Nachrichtenfaktoren zu wenig stark gewichtet. Die Konzentration bei den Medien sei zwangsläufig und habe den Nachteil, dass die Regionen zu wenig zu Wort kämen, meint Robert Stadler von der FDP. Und Dominique R. Lambert sagt: «Die SVP bekommt das Monopol der Tagblatt Medien hart zu spüren. Über unsere Partei wird mit ausgesuchter Einseitigkeit berichtet, das heisst, es erscheinen nur Negativschlagzeilen. So soll offensichtlich verhindert werden, dass die SVP über die Medien zu den Leuten kommt.»

Nur noch «Appenzeller Volksfreund»

Zwischen 1997 und 1998 haben rund ein Dutzend Ostschweizer Tageszeitungen ihre Selbstständigkeit aufgegeben. Die Vorgängerin der Tagblatt Medien, die Zollikofer AG, ging mit der «Wiler Zeitung», dem «Rheintaler», der «Appenzeller Zeitung» und dem «Toggenburger» Kooperationsvereinbarungen ein. 2001 schlossen sich der «Thurgauer Volksfreund», das «Thurgauer Tagblatt», die «Thurgauer Volkszeitung», die «Bischofszeller Zeitung» und die «Bischofszeller Nachrichten» unter der Ägide der «Thurgauer Zeitung» zusammen. 2005 wurde das Medienkonglomerat von der Tamedia aufgekauft und 2010 an die Tagblatt Medien (NZZ-Gruppe) veräussert. Im Rheintal sind zwischen 1998 und 2004 nacheinander der «Sarganserländer», der «Werdenberger & Obertoggenburger» und die «Rheintalische Volkszei-

tung» zu Regionalausgaben der «Bündner Südostschweiz» mutiert, erscheinen aber weiterhin in eigenständigen Verlagshäusern. 2008 schluckte «Radio Aktuell» (Tagblatt Medien) «Radio Ri» und gab sich den neuen Namen Radio «FM1».

Von den traditionellen und geschichtsträchtigen Blättern ist einzig der «Appenzeller Volksfreund» mit einer Auflage von 5500 Exemplaren eigenständig geblieben. «Es geht uns wirtschaftlich gut», sagt Redaktorin Monica Dörig. Dass sich der Volksfreund hat behaupten können, führt die Journalistin auf den aussergewöhnlich hohen Grad der innerrhodischen Identitätsbindung, die Verfilzung mit Land, Leuten und Behörden sowie auf die Querfinanzierung durch die erfolgreich wirtschaftende Genossenschaftsdruckerei zurück. Jetzt droht der kleinen Zeitung aber ausgerechnet von der Schweizerischen Post Ungemach. Ab dem 6. September

men: die Einschränkung des zwischenmedialen Qualitäts- und Innovationswettbewerbs, die inhaltliche Standardisierung und der Personalabbau in den Redaktionen.

Wie geht der grösste Ostschweizer Medienkonzern mit dem Vorwurf der Monopolstellung um? CEO der Tagblatt Medien, Hans-Peter Klausner, gibt Auskunft.

Saiten: Nachdem nun auch die «Thurgauer Zeitung» ein Titel der Tagblatt Medien geworden ist, kann der Vorwurf des Medienmonopols nicht ganz von der Hand gewiesen werden.

Hans-Peter Klausner: Dass wir das führende Medienunternehmen der Ostschweiz sind, ist richtig, aber das waren wir auch schon vor der Übernahme der «Thurgauer Zeitung». Von ei-

linesites. Radio «toxic.fm» betreiben wir übrigens nicht selber. Aber wir sind massgeblich dafür verantwortlich, dass es den Sender überhaupt noch gibt, und unterstützen das Ausbildungsradio vor allem in der Geschäftsführung.

Gibt es bei den Tagblatt Medien eine Diskussion über die Ausrichtung und Führung der einzelnen Medien, damit es zu keiner publizistischen Gleichschaltung kommen kann?

Wie Sie das von sich selbst wissen, sind Journalisten eigenständige, unabhängige Berufsleute, die sich nicht in ein Schema oder eine Glaubens- und Meinungsrichtung pferchen lassen. Dafür sorgt nicht nur das Redaktionsstatut, sondern auch die Organisation mit eigenständigen Redaktionen. Darüber hinaus ist die Zeit der sogenannten Meinungspresse längst vorbei und das Geschehen wird, wenn immer möglich, aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet.

Was unternehmen die Tagblatt Medien konkret, um den politischen und kulturellen Pluralismus in der Ostschweiz zu erhalten und zu fördern? Gibt es diesbezüglich einen redaktionellen Haus-Kodex?

Wenn Sie insbesondere das «Tagblatt» genau studieren, dann fällt auf, wie viel wir für die Kultur tun beziehungsweise wie viele kulturelle Veranstaltungen wir unterstützen. Ebenso nehmen wir die verschiedenen politischen Strömungen auf und versuchen auch minoritäre Ideen und Meinungen abzubilden. 1998 haben wir überdies die Institution des unabhängigen Merkers geschaffen, der unsere Zeitung genau beobachtet und monatlich über seine qualitativen Feststellungen berichtet. ♦

«Dass wir das führende Medienunternehmen der Ostschweiz sind, ist richtig, aber das waren wir auch schon vor der Übernahme der «Thurgauer Zeitung».»

wird die Nachmittagszustellung an Private erprobt. Weil sich der Volksfreund keine eigenen Austräger leisten kann, könnte die Spätzustellung, sollte sie denn auch wirklich eingeführt werden, das Aus bedeuten.

Wirtschaftsliberale Medien gewünscht

Die Medienkonzentrationsforschung beobachtet seit den neunziger Jahren die Tendenz der Medienanbieter, sich zu immer grösseren Einheiten zusammenzuschliessen. Meinungsbildung, Kontrolle, Kritik und Objektivität, mithin die wichtigsten Funktionen der Medien, werden eingeschränkt oder ganz verhindert. Die Folge ist eine Instrumentalisierung der Mediennutzer für einseitige Wirtschaftsinteressen und politische Kampagnen. Das krassste Beispiel ist Italien, das Berlusconi über sein Medienimperium wie eine Marionette beherrscht.

Wirtschaftskreise wollen möglichst wirtschaftsliberale Medien, weil sich ihre Interessen publizistisch und ökonomisch über die entsprechenden medialen Institutionalisierungsformen am bequemsten durchsetzen lassen. Die Medien wiederum erwarten von der Wirtschaft Werbegelder, um ihre Angebote und Dienstleistungen zu finanzieren. Eine gefährliche Allianz, weil sie bei den Medien qualitative Folgen hat: Angebotsausdünnung und inhaltliche Homogenisierung, verstärkte Vermischung von Berichterstattung und Werbung, Etablierung von Tabuzonen und Konzernjournalismus. Hinzu kom-

nem Monopol sind wir jedoch weit entfernt, sofern ein solches im Medienbereich überhaupt möglich ist. Im Zusammenhang mit der immer noch hängigen Fernsehkonzession wird diese Frage zurzeit durch das Bakom und die Wettbewerbskommission Weko untersucht. Und falls eine marktbeherrschende Stellung festgestellt würde – woran ich grösste Zweifel habe – stellt sich dann die Frage, ob daraus überhaupt ein Missbrauch abgeleitet werden kann.

Wann wird über die definitive Konzession für «TVO» entschieden?

Die Befragung durch die Weko bei den Medienunternehmen in der Ostschweiz ist immer noch im Gang. Das ist ein aufwendiger Prozess. Mit einem Entscheid rechnen wir nicht vor Mitte 2011.

Die Tagblatt Medien sind nicht nur im Print, sondern auch im Bereich der elektronischen Medien vorherrschend. Zudem hat die Tagblatt Gruppe online eine starke Position und betreibt mit Radio «toxic.fm» einen Ausbildungssender.

Die Ostschweizer Kantone haben rund 780'000 Einwohner. Unsere Medien werden von etwa 200'000 Lesern und Zuhörern und knapp 100'000 Zuschauern beachtet. Diese konsumieren aber selbstverständlich nicht nur unsere Medien, sondern oft auch andere Zeitungen, Zeitschriften, Radio- und Fernsehsender und On-

Im Schutz des Blutturmes

Der Name Theth, ein ansprechendes Bild (ein altes Steinhaus, ein paar Kinder, im Hintergrund stotzige Berghänge) und ein verführerischer Text von Richard Fraunberger in der Reisebeilage der «Zeit» vom 19. November 2009 hatten es mir angetan. Theth muss sein! – so der spontane Entschluss. Nach einer Bahnreise nach Kroatien (Zagreb und Rijeka) ging es mit dem Schiff die Küste hinunter ins geschichtsträchtige Dubrovnik, von dort mit dem Bus zum in dieser Jahreszeit noch verschlafenen montenegrinischen Badeort Ulcinj und zum Schluss mit einem Taxi über die albanische Grenze. Erste Station: das nordalbanische Shkodra, eine der ältesten Städte Europas, gerade noch rechtzeitig erreicht für den Eröffnungsabend des zweitägigen Jazzfestivals. Im Vergleich zu unseren Festivals rührend bescheiden programmiert: ganze zwei, aber dafür hervorragende Bands (eine aus Spanien, die andere aus Wien, geleitet von einem Exil-Albaner), ein schauerlich klingender Flügel, ziemlich wenig Publikum und trotzdem – ein stimmiger Abend, nicht zuletzt wegen des Auftrittsortes im würdig-charmanten Theater der Stadt.

Vor dem Einschlafen im versteckt gelegenen Hotel Kaduku stimme ich mich mit dem Lonely Planet Reiseführer «Western Balkans» auf die als abenteuerlich beschriebene, vierstündige Furgon-Fahrt ein. Furgons (Kleinbusse) sind überall im Lande anzutreffen und fahren in der Regel erst dann los, wenn sie gerammelt voll sind. Auch «Zeit»-Autor Fraunberger schildert die Fahrt in ziemlich drastischen Worten: «Ein Gerumpel über Schlaglöcher, bei dem Melonen unter den Sitzen des Kleinbusses hin und her rollen und ein Junge das Mittagessen häppchenweise aus dem Fenster kotzt.»

Im Minibus nach Theth

Am folgenden Morgen bringt uns ein Taxi zur Kleinbus-Abfahrtsstelle. Der Furgonfahrer wirkt gelassen und verlangt von uns nicht mehr als von den langsam eintrudelnden albanischen Mitreisenden, unter ihnen eine junge, dunkelhaarige Frau, die im benachbarten Italien als eine «Aqua-Sapone»-Schönheit bezeichnet werden würde. Sie spricht gut Englisch und fließend Italienisch, nimmt ohne Scheu das Gespräch auf, übersetzt und erklärt. Sie stammt aus dem Theth-Hochtal und besucht ihre Eltern und Verwandten. Noch fehlt ein Passagier. Gemütlichen Schrittes taucht er schliesslich aus einer staubigen Feldstrasse auf, nimmt Platz neben dem Fahrer und lotst ihn zu einem Bauernhof. Dort steht die ganze Familie vor dem Gehöft, der Vater mit einem rakigefüllten Tonkrug und Gläsern. Auch wir werden freundlich begrüsst und mit Raki gestärkt. Ein Beispiel für die immer wieder erlebte Gastfreundschaft, verbunden mit dem Gefühl von Sicherheit.

Sobald die Asphaltstrasse zur lausigen Piste wird, beginnt der mühsame Aufstieg zum 1630 Meter hohen Terthorës-Pass. Links und rechts bis zu tausend Meter höhere, zum Teil noch schneebedeckte Erhebungen der albanischen Alpen, tief unten das Hochtal von Theth, umsäumt von steilen mit Laub- und Tannenwald bestandenen Hängen – ein grandioses Panorama. Ganz so schlimm wie beschrieben – Reisejournalisten übertreiben gerne! – ist die Fahrt dann doch nicht, und nach mehreren Haarnadelkurven ist der Ort erreicht.

Geregelte Blutrache

Unser Ziel ist bald gefunden: der sogenannte Blutturm (Kulla e njugimit), einer der wenigen, die noch erhalten sind. In diesen Häusern suchten männliche Mitglieder einer Familie, die von der Blutrache betroffen waren, Schutz. Sie schlossen sich hier ein, in der oft vergeblichen Hoffnung auf ein «Besa», ein Versöhnungsabkommen zwischen den betroffenen Familien. Der trutzige Turm verfügt über Lichtschlitze, die auch als Schiessscharten dienen. Im Innern führt nur eine Leiter ins zweite Stockwerk. Das mit dem Blutturm sei seit langem Vergangenheit, erklärt der Wärter, gekleidet in der regionalen Skipetarentracht, und deutet auf ein Foto. Der letzte «Benützer» dieses Turmes sei ein Vorfahre von ihm gewesen, berichtet er.

Die Blutrache ist im «Kanun des Lekë Dukagjini» festgelegt. Er ist einer von mehreren Zusammentragungen von albanischem Gewohnheitsrecht und stammt aus dem 15. Jahrhundert. Der Kanun besteht aus 1263 Paragraphen und regelt alle Aspekte des täglichen Lebens wie Arbeit, Stellung der Frau, Ehe, Familie, Besitz, Wirtschaft sowie als wichtigste Punkte Ehre und Gastfreundschaft. Über den Kanun wird mit Fremden nicht gern geredet, und schon gar nicht darüber, ob und wie er heute noch gilt und wirkt. Aber ein Geheimnis ist er nicht. Einige Tage später finde ich ihn in einer Buchhandlung in Tirana sogar in einer deutschen Übersetzung. Der albanische Dichter Ismail Kadare beschreibt in seinem bewegenden Roman «Der zerrissene April» die Geschichte einer Blutrache. Kadare ist einer von drei Nobelpreisträgern Albaniens, die anderen sind Mutter Teresa und der Viagra-Erfinder Professor Ferid Murad.

Eingeschworene Jungfrauen

Nicht begegnet sind wir Pashe Keqi, die in der Nähe von Theth einem Haushalt vorsteht. Sie gehört zu jenen Frauen, die gemäss dem Kanun einen Eid abgelegt haben, nie in ihrem Leben sexuelle Kontakte zu erleben und nie zu heiraten. Nur so kann eine Frau der Heirat mit einem ungeliebten Mann entgehen oder eine Familie übernehmen, wenn, zum Beispiel als Folge der

Blutrache, kein männliches Mitglied mehr vorhanden oder dieses unfähig zur Familienführung ist. Eine «ingeschworene Jungfrau» kleidet sich wie ein Mann, darf rauchen, arbeitet wie ein Mann, nimmt wie ein Mann an Familienfesten teil, ist erbberechtigt und darf die Familie, notfalls auch mit der Waffe, verteidigen. Ob es im modernen Nordalbanien in Zukunft weiterhin «ingeschworene Jungfrauen» geben wird, ist für Aussenstehende schwer auszumachen. Aber es ist doch erst zehn Jahre her, seit die britische Anthropologin Antonia Young eine wissenschaftliche Studie über dieses Phänomen veröffentlicht hat.

Bunkerwahn im traumverlorenen Land

Wieder im emsigen Getriebe von Shkodra – wie viele Orte, Strassenränder, Gewässer und Örtlichkeiten in Albanien unglaublich vermüllt – angelangt, erscheint der Abstecher nach Theth trotz einigen neuen Häusern, Unterstützung durch die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) und einem bescheidenen Tourismus wie eine Rückkehr ins 19. Jahrhundert. Kein Lärm, viel Zeit, fast kein Müll, wenig Technik, ein einfaches Leben, gastfreundliche Menschen. «Traumverloren und bernsteinkonserviert» schreibt Fraunberger zu Recht in der «Zeit».

Zurück in der Schweiz kommt als erstes meist die Frage nach den Bunkern, mit denen der paranoide stalinistische Diktator Enver Hoxha (1908–1985) das Land überzogen hat. Rund 700'000 sind es. Sie sind überall zu sehen und gleichen in Beton gegossenen Pilzen. Den meisten der Fragenden fällt nicht auf, dass in ihrem Land ein ähnlicher Wahnsinn umging. Nur halt innerlich, denn schliesslich verfügt hierzulande fast jedes Haus über einen atombombensicheren «Bunker», genannt Luftschutzkeller.

RICHARD BUTZ,
1943, ist Journalist in St.Gallen.

LITERATUR

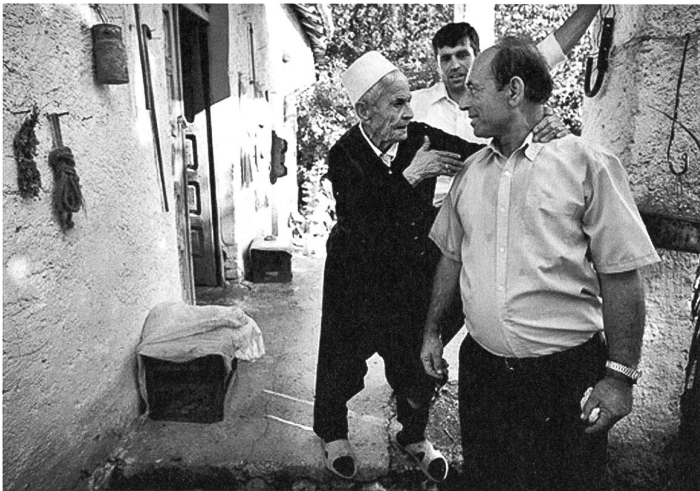
Lonely Planet. Western Balkans, Ausgabe 2009.

Renate Ndarurinze: Albanien entdecken. Trescher Verlag, Berlin 2008.

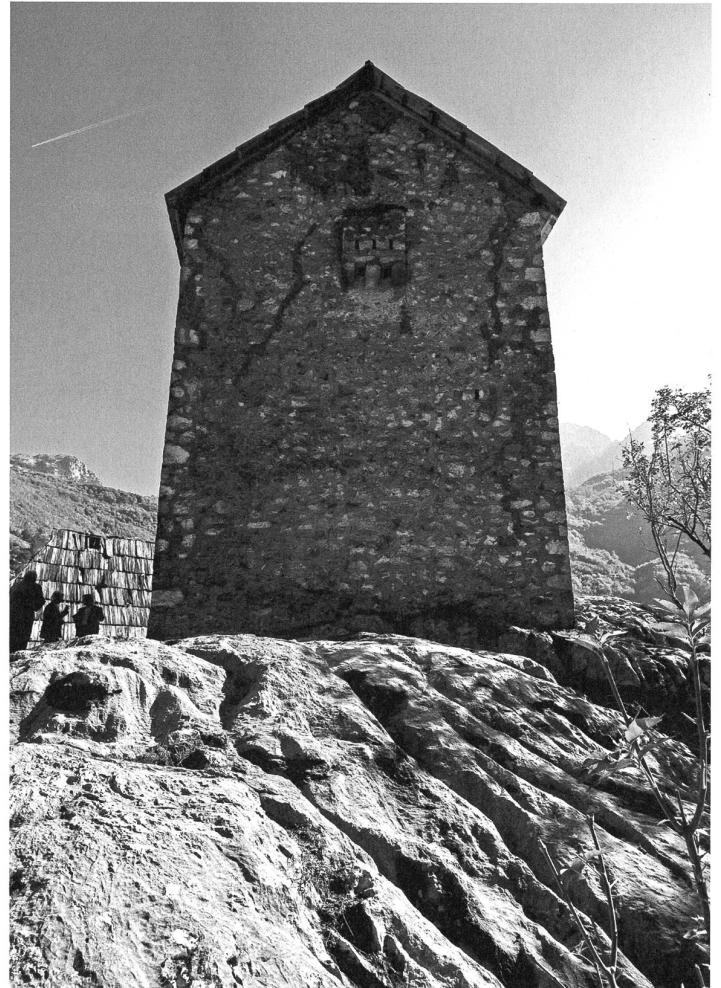
Ismail Kadare: Der zerrissene April. Ammann Verlag, Zürich 2001.

Mark Mazower: The Balkans – From the End of Byzantium to the Present Day. Phoenix Paperback, London 2001.

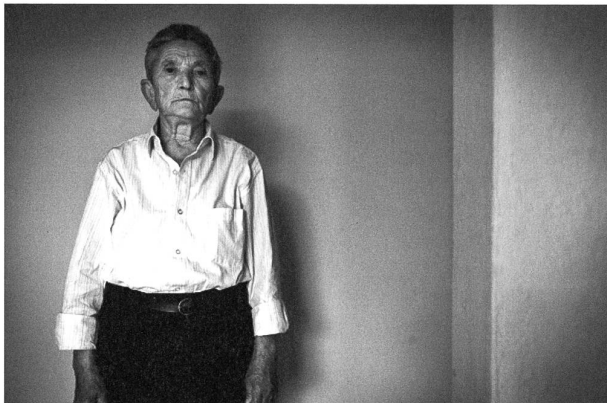
Antonia Young: Women Who Become Men. Berg Press 2000/2001.



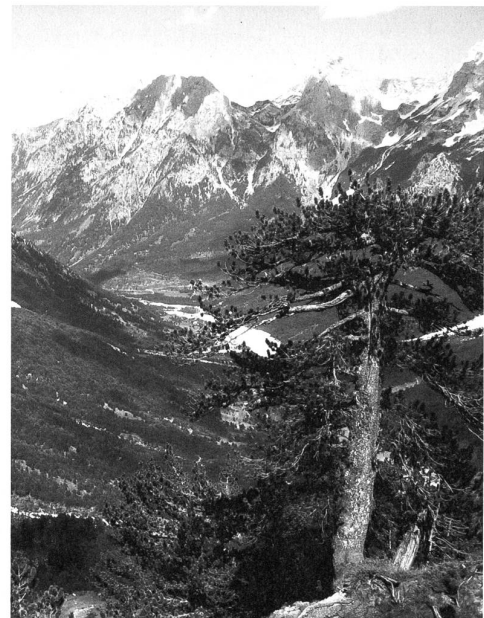
«Eingeschworene Jungfrauen» tragen Männerkleider, dürfen rauchen und sind erbberechtigt.



Bot Schutz vor der Blutrache: der Blutturm in Theth.



Pashe Keqi steht als Mann einem Haushalt vor.



Das «traumverlorene» Hochtal Theth in Albanien.

Bilder: pd

Klassiker «Lounge Chair» – unser Angebot ab Lager



Möbel • Lampen
Büromöbel • Textilien
Innenarchitektur
Planung

wohnart
späti egli

Späti Egli AG
Spisergasse 40
CH-9000 St.Gallen
Tel +41 71 222 61 85
info@wohnart-sg.ch
www.wohnart-sg.ch

Lassen Sie sich

**von uns
inspirieren**

NiedermannDruck

Rorschacher Strasse 290
9016 St.Gallen
Telefon 071 282 48 80
info@niedermanndruck.ch
www.niedermanndruck.ch



viogener
optik

jürg fust | eidg. dipl. augenoptiker



**CLARK GABLE AND
AUDREY HEPBURN**
would love it

viogener optik | vision care center | schmidgasse 35 | 9001 st.gallen
t.0800 82 11 44 | f.071 223 54 05 | info@viogener.ch | www.viogener.ch

klubschule

MIGROS

**Lässt Herzen
höher schlagen!**

**Programm Musik & Kultur
jetzt bestellen!**

Beratung und Anmeldung:

Musik & Kultur
Klubschule Migros
Bahnhofplatz 2
9001 St. Gallen
Tel. 071 228 16 00
musik.kultur@gmos.ch

www.klubschule.ch